

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

173 (29.7.1925) Die Mußestunde

Ein solches Drama aus der Vogelwelt schildert der bekannte englische Ornithologe Oliver G. Phipps: „Vor einigen Tagen beobachtete ich, wie ein Paar Hänflinge ihre Jungen fütterten. Das Männchen war gerade nach Nahrung fortgeflogen, als das Weibchen unterhalb des Nestes eine Bewegung bemerkte. Sie erblickte ein Wesel, das die ledere Beute gemittelt hatte und mit aller Anstrengung versuchte, durch die Dornen des Busches zu klettern, die das Nest schützten. Die spitzen Stacheln taten ihm aber weh, so daß es nur langsam vorwärts kam. Zitternd vor Schreden deckte das Hänflingweibchen seine Jungen, aber da es erkannte, daß rasch etwas geschehen müsse, wenn die Kleinen gerettet werden sollten, so stürzte sich das Weibchen todesmutig aus dem Nest auf den Boden herunter. Das Wesel dachte, daß es nun ein gewonnenes Spiel habe, aber die Dornen waren ihm doch hinderlich. Unterdessen stieß das Hänflingweibchen einen Warnruf aus. Dieser hatte eine erstaunliche Wirkung. Obwohl der Warnruf jeder Vogelart verschieden ist, so vertrieben ihn doch alle, und so kamen Vögel von allen Richtungen herbei. Das Hänflingmännchen, das als erstes anlangte, flatterte hilflos um das Nest; eine lärmende Schwarzbrossel folgte, dann erschienen Buchfinken, Sperlinge und Drosseln, und wenn das Wesel von dem Lärm hätte eingeschüchtert werden können, wäre es geflohen. Immerhin hielt der Lärm und die Unruhe es eine Zeitlang vom Angriff ab. Auf dem Boden sah ich das Hänflingweibchen, von Furcht gelähmt, denn es lag noch immer auf der Erde, mühsam mit den Flügel schlagen. Das Wesel änderte nun seine Taktik. Es sprang herunter und auf das Weibchen zu. Aber das war gerade das, was die kleine Seldemutter gewünscht hatte; sie entwand sich mit Geschick dem Angriff des kleinen Raubtieres und flatterte dann schreiend über ihm hin, von den anderen Vögeln gefolgt. Diese lärmende Vogelschar erregte die Aufmerksamkeit eines Sperbers, der gerade vorüberflog. Bei seinem Herranfliegen hoben die Vögel auseinander, aber der Sperber schob heraus auf das kleine braune Tier, das durch das Gras schlüpfte wollte, es mit einem wilden Schrei und das Wesel war nach kurzem Kampf getötet. Die noch ganz verängstigte Hänflingmutter flog zu ihrem Nest zurück und fand den Saiten, der die Jungen bedeckte. Sie schlüpfte herein und nahm ihren Platz ein. 20 Minuten später war das Männchen wieder mit der Nahrung zurück, und das Leben im Nest nahm ungestört seinen Fortgang.

Woher kommt die Zigarette? Bergabwärts ist in ewige Nacht der Erfinder großer Name zu oft" beginnt Klopstocks Ode „Der Eislauf“. Die gleiche Frage gilt auch von dem Erfinder der jetzt weltbeherrschenden Zigarette, wenn wir an ihre Urform denken, das in Maisstroh gefüllte Tabakröllchen, das sich in Amerika schon im 16. Jahrhundert findet. Anders sieht die Sache, wenn man von der heutigen Form der Zigarette redet, deren Hülle aus Papier besteht und deren Papier von nicht geringem Einfluß auf den Genuß der „Rauchrolle“ ist. Von dieser Zigarette und ihrer Geschichte erzählt die „Tabakwirtschaftliche Rundschau“. Als Mehemet-Ali, der aus einem armen Tabakfortierer in Kavala in Albanien Pascha von Ägypten geworden war, die Festung Acre in Syrien belagern ließ, schickte er den Artilleristen einer Batterie als Geschenk eine größere Menge Kavala-Tabak. Die Leute mischten diesen mit Smyrna-Tabak und rauchten ihn aus der einzigen vorhandenen Wasserpfeife, bis diese eines Tages von einem türkischen Geschoß zerschmettert wurde. Da war guter Rat teuer, aber ein findiger Kopf verzweifelt nicht gleich. Bei der Batterie wurden Kartuschen verwendet, bei denen das Pulver in Papierrollen eingewickelt war. Eines Tages nahm nun ein Korporal ein solches Papierblatt, aus denen die Pulverrollen hergestellt wurden, zerschchnitt es in mehrere Stücke und rollte in eines feinen Tabak, stellte das Ergebnis in den Mund, und die Zigarette war — halb durch Zufall, wie bei den wichtigsten Erfindungen der Menschheit — erfunden. Vorläufig blieb sie in dem kleinen Kreise der Artilleristen vor Acre, die es ängstlich verbargen, daß sie das staatliche Papier, das zu ganz andern Zwecken dienen sollte, zu ihrem Vergnügen verwendeten. Bald aber kam es heraus und wurde unter der Bedingung verziehen, daß die Artilleristen es in ihrem Hauptberufe zur Kapitulation der Festung brachten. Das geschah. Der Sultan verständigte sich mit Mehemet-Ali, nachdem er vorher die Russen zur Verteilung von Konstantinopel herbeigerufen hatte. Mehemet und seine Artilleristen und mit ihnen die Zigarette kamen nach der türkischen Kaiserstadt. Die fabrikmäßige Herstellung der Zigarette nahmen dann zuerst die Russen in den vierzig Jahren an die Hand, nach Westeuropa kam sie durch den Krimkrieg, in Deutschland wurde die erste Zigarettenfabrik 1862 in Dresden errichtet.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Göt & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Räselecke

Scharade.

Die erste läßt sich leicht erraten, Die Hälfte ist's von einem Spaten, Die zweite kann manch' Wappen zeigen Am Helm, der jenem ist zu eigen. Die dritte findet man beim Mahl, Doch ebenso im Fächteraal. Das Ganze führt dich über Felder Und Wiesen hin durch schatt'ge Wälder, Durch dicht Gehölz und freie Lichtung, Auch nennt's den Titel einer Dichtung.

Bekanntstatten-Räsel

Peter v. Warnsar Kassel

Wer den Beruf dieses Mannes wissen will, der muß die Buchstaben dieser Karte entziffernd umstellen. Es ergibt sich dann eine mit „S“ beginnende Berufsbezeichnung. Fr. W.

Auflösungen der Räsel der Nummer der 30. Woche

Bildungs-Räsel: Der Verfasser des Gedichts ist Frdr. v. Eichendorff; die Ueberschrift lautet: Der Kadett. Räsel: Wahn, Hohn, Vohn, Sohn.

Witz und Humor

Ein Unterschied. Fredy lag krank zu Bett, weigerte sich aber hartnäckig, eine Medizin zu nehmen. „Sei brav,“ mahnte die Mutter. „Sieh, wenn der Doktor mit ein Pulver gibt, nimm' ich's doch auch.“ — „D, das ist was anderes,“ erklärte der Kleine. „Du tußt das Pulver nur auf dein Gesicht, ich aber soll's schlucken.“

Wenn man nicht viel Worte macht. Die neue Aufwartefrau war eben angekommen und die Dame des Hauses gab ihr die ersten Anweisungen. „Und noch eins, Frau Kulide. Ich bin nicht gewohnt viel Worte zu machen. Wenn ich mit dem Kopfe nide, bedeutet das: „Kommen Sie her.“ — „Doch paßt mir iut“, sagte Frau Kulide, „und wenn ich mit'm Kopf schüttle, heißt det: ich denke nich dran.“

Gut gegeben. Auf einem vornehmen Sausball war auch ein Kommiss des Hauses mit' unter den Eingeladenen. Er erlaubte sich, eine als äußerst hochmütig bekannte junge Dame zum Tanze aufzufordern. Das Fräulein musterte ihn durch die Organelle. — „Bedauere“, sagte sie schließlich, „aber ich bin etwas wählerisch in bezug auf meine Tänzer.“ — „So?“ erwiderte der junge Mann ruhig, aber mit weithin hörbarer Stimme. „In der Hinsicht sind wir verlobt. Ich bin nicht ein bißchen wählerisch.“ — Musterte sie und ließ sie stehen.

Biel verlangt. Die Frankfurter Zeitung vom 31. Mai 1925 enthält folgendes Inserat:

Ein kinderloses Ehepaar, wo der Mann verfechter Diener und die Frau perfekte Jungfer ist, werden zu Ehepaar in Villa gesucht. Nur Leute mit prima Zeugnisse wollen sich melden.

Eine „perfekte Jungfer“ findet man schon unter Mädchen nicht oft, unter Ehefrauen dürfte sie geradezu eine Rarität sein.

Bücherschau

Für unsere Kinder, ein nützliches Bilderbuch. Vierteljahresschrift, Herausgeberin Klara Sander, Köln. Verlag G. Braun, G. m. b. H. in Karlsruhe i. B. Preis jährlich 3,60 M. Einzelheft 1 M 1924/25. Heft 4. Es ist ein Leichtes, die Kinder einfach, praktisch und geschmackvoll anzuziehen, wenn man die Anregungen verwendet, die die neue Vierteljahresschrift bietet. Das loebene erschiene Heft 4 zeigt Sommer-, Fest- und Schulkleider für Mädchen von 6 bis 12 Jahren, für die ganz Kleinen werden Schlafanzüge für kleine Knaben dürfen besonders willkommen sein. Die Abbildungen stellen ein großes Ereignis im Leben der Kinder dar: Mutter's Geburtstaa. Reime und Geschichten, die zum Vorlesen bestimmt sind, machen die Bilder noch interessanter. Kleidbeisreibungen und Schnittmusterabbildungen sind dem Heft beigegeben; Schnittmuster können bezogen werden.

Die Wuchstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

31. Woche

Karlsruhe, den 29. Juli

1925

Kornmutter

Durch das Kornfeld, das hoch in Aehren steht, allabendlich Kornmutter geht. Ueber das reife Korn streicht leis ihre Hand und küßt und heilt den Sonnenbrand. Und wo sie geht in der Sommernacht, hat Ruh und Frieden sie gebracht. Heut abend geht sie am Waldeshang im schattigen Felde den Aeschebengang. Doch ihre Kornkinder, die ähnen es nicht so lieb ist ihr Wort, so hell ihr Gesicht. Es spricht ihr im Schmerze doch lächelnde Mund: Und Worten — da werdet ihr ganz gesund — da brennt keine Sonne am Tage euch mehr, — kein Sturmwind dann zaus' euch noch hin und her, — und leis, wie segnend — schlaf' wohl nun, gute Nacht! — Bald schlummert das Kornfeld — Kornmutter sie wacht. Lotte Wölle.

Mit Pilgern und Faschisten

Von Fritz Kummer.

Die Faschisten in Südtirol an der Arbeit.

Südtirol hat den Deutschen von jeher stark angezogen. Es lockt durch die Pracht seiner Gebirge und die Milde seines Klimas. Dort grünt und blüht es schon, wenn jenseits des Brenners noch Eisblumen am Fenster sind. Vor allem in seine Hauptstadt, in Bozen, kehrt der Deutsche gern ein. Nicht umsonst wird es Ober-München genannt. In seinen engen, windigen Gassen mit den Laubengängen, Erkern und Giebelsternen erwachen beim Deutschen heimatselbige Gefühle. Er fühlt sich zurückversetzt in jene Zeit, von der nur noch vergilbte Bücher sprechen. Des Nachts, wenn der Mond durch die traulichen Gassen blinkt, ist es einem gewellen, man müßte vor irgendeinem Laubengang auf einen Berufscollegen Walkers von der Vogelweide stoßen. Hier fühlt man sich heimisch, und mit Bedauern stellt man fest, daß auf diesem urdeutschen Flecken Erde die Tage viel schneller schwinden, als anderswo.

Gleich nachdem ich mit in dem trauten Städtchen eine Weile ausgemacht hatte, machte ich mich auf den Weg zu der Stätte, die jeder Fremde besucht, zu W a k e n h ä u s e l. Daß dies kein alltägliches Weisel ist, wird jeder der unzähligen Besucher gerne bezeugen. Von seinen Wänden spricht ein gut Stück deutsches Geistesleben in Bildern, Namen und Sinsprüchen. Der Abend fand da eine bunte Gesellschaft beisammen. Die deutschen Mutterlaute vom sächsischen Tenor bis zum schwäbischen Bass klangen durcheinander. Jemandem besuchte, einer Schlaglitter ein rheinisches Lied zu entlocken. Als einige Gläser mit eingestimmten begannen, winkte die fremdliche Bebe erschreckt ab, dabei auf einen Anschlag verweisend. Darauf stand zu lesen: P r o h i b i t o C a n t a r e. Ein gen ist also v e r b o t e n! so gar sehr streng, und zwar durch die italienische Obrigkeit. Allerdings nicht das Singen sächselich, wohl aber das v e n t l i c h e n Riechern.

Das Singverbot ist indessen nur ein kleiner Teil von der Drangsal, die das deutsche Südtirol seit seiner Zugehörigkeit zu Italien zu erdulden hat.

Bekanntlich haben die zu Versailles versammelten Verfasser des Selbstbestimmungsrechtes der kleinen Nationen das urdeutsche Südtirol Italien zugeschanzt. Italien erhielt dieses Land als Lohn für seine am Dreißigsten geübte Vertragstreue. Zur Beschönigung dieser Vergeßlichkeit des Selbstbestimmungsrechtes wurde der Welt weis zu machen versucht, die Südtiroler seien alte Italiener, die, nun befreit, wieder zu ihrem Mutterland zurückkehrien. Die Grenze wurde auf der Höhe des Brenners gezogen und das südlich gelegene Gebiet mit einer Viertelmillion deutscher Menschen unter italienische Herrschaft genommen.

Als die neuen Herren von dem Lande Besitz nahmen, hörten die Südtiroler entgegenkommende Worte. Durch eine äußerst liberale Politik sollten die kulturellen, sprachlichen und sonstigen Eigenheiten der neuen Untertanen nebegt werden, und es sollte weder an Sorgfalt noch an Opfer fehlen, um zu verhüten, daß durch die Vereinigung mit Italien das Wirtschaftliche Wohlträchtig werde. Von einer Erfüllung dieser von König selbst gemachten Versprechen haben die „befreiten Brüder“ nichts vernommen. Im Frühjahr des Jahres 1921 hielten die Faschisten ihren Einzug in Südtirol, um auf ihre Weise den „befreiten Brüdern“ die schäblichen „natürlichen Mutterlande“ beizubringen. Die schäblichen Einwohner, die nichts wünschten, als mit Nebenmann im Frieden zu leben, wurden von bewaffneten Schwarzgehenden auf der Straße überfallen, beim Gottesdienst mißhandelt und ihnen Nixnaxöl in den Hals geschüttet. Es gab einen Toten und viele Verwundete. Eine gerichtliche Sühne haben diese und die andern Verbrechen nie gefunden.

Doch die Drangsal begann erst eigentlich, als die Faschisten an die Staatsregierung kamen. Ein planmäßiger Krieg gegen alles was deutsch ist, setzte nun in ganz Südtirol ein. Der Anfang wurde mit der Italienisierung der alten Namen gemacht. Die Dörfer wurden auf unsinnige Weise umgetauft, zu den Straßennamen italienische gefügt, aus Tirol Alto, Abigo gemacht. Im August 1923 gar verordnet, daß alle Poststempel mit der Bezeichnung Tirol von der Post und Polizei anzuhalten seien. Die Zeitung „Der Tiroler“ mußte sich anders „Der Landesmann“ nennen.

Tragt man einen Bosener Einwohner nach seiner Meinung über die fremde Herrschaft, antwortet er ausweichend und sucht weiter zu kommen. Daß es an Spitzeln nicht fehlt, wurde mit erst später bekannt. So hielt ich es geraten, einige Zeitungen aufzusuchen. Zuerst eine, deren Namen auf bürgerliche Richtung schließen ließ. Das Bild, das ich von meinem Berufscollegen von der faschistischen Zwangsherrschaft erhielt, läßt an Düsterei nichts zu wünschen übrig.

Das wirtschaftliche Leben Südtirols liegt schwer darnieder. Sehr viele von den Fremden, die früher zu Fuß oder mit der Bahn über den Brenner kamen und Geld verzehrten, halten die Italiener durch Raubschwierigkeiten und andre Scherereien ab. Die Weinbauern wissen nicht, wohin mit ihrem Erzeugnis. Italien hat selbst von dem leichten Wein, der in Tirol gedeiht, mehr als genug und sucht ihn noch nach Bogen zu schaffen. Den Weg nach Oesterreich kann der einheimische Wein nicht mehr gehen, weil es die Zollgrenze sehr erschwert. Die Südtiroler werden aus der öffentlichen Verwaltung, der Post, der Bahn und der Schule herausgedrängt. Die freien Stellen erhalten faschistische Junglinge als Lohn für ihre Dienste. So steht eine wachsende Menge junger Südtiroler trotz ihrer guten Schulung vor dem Nichts. Viele von ihnen glauben, gleich den Bauern, sich durch Auswanderung vor dem Verkommen retten zu können. Dabei eine unerhört hohe Besteuerung. O, hätten wir doch vor der Ankunft der Italiener die Steuerämter niedergebrennt! Nie hätte die bürgerliche Schriftleiter aus. Im alten Oesterreich, so fügte er bei, hätte sich jeder ehrlich ein, schon weil der geringe Steuerfuß den Betrag nicht lohnte. Die Italiener nehmen es aber damit nicht so genau, und ihre Regierung gleicht die Ungenauigkeit dadurch aus, daß sie den selbstgeschätzten Betrag mit fünf oder sechs multipliziert. Das nämliche macht sie mit den ebeligen Angaben der Südtiroler, die auf den bei der Landesrechnung vorgefundenen Steuerlisten stehen. Zum Dank für ihre Steuererschleichung werden die „befreiten Brüder“ fünf bis sechs mal übersteuert.

Zu alledem kommt die rücksichtslose Unterdrückung der deutschen Sprache. Es werden immer mehr italienische Lehrer eingestellt, die nicht deutsch können. Ihr Ehrgeiz besteht besonders darin, den deutschen Kindern möglichst schnell italienisch, vor allem die Nationallieder einzutrichtern, damit, wenn hoher Besuch aus Rom kommt, gesungen und darauf verwiesen werden kann, wie schnell die Italienisierung der „befreiten Kinder“ fortgeschritten. Es ist tatsächlich gelungen, den Kindern italienische Sprüche und Lieder beizubringen, nur verstehen sie sie nicht, sondern pappeln das unverständliche Zeug her wie Papageien. Die Kinder lernen nicht mehr deutsch, aber auch nicht italienisch; sie lernen überhaupt nichts mehr.

Nachdem der Schriftleiter mit der Lebensgeschichte der Südtiroler zu Ende, drängte es mich, zu erfahren, wie unter solchen Umständen die sozialistische Arbeiterbewegung Bologna lebe und wirke. Ich machte mich auf den Weg zum Gewerkschaftshaus, Seifham! An der Freitreppe des Heims der sozialistischen Arbeiter bemerke ich Fahnenmasten mit den italienischen Nationalfarben bewimpelt. Dahinter, an der Hausmauer, allerhand Aufsprünge verteilten. Drinnen, in dem Haus Tolentille, keine Seele zu sehen. Aber Stau, Spinnweben und Spuren von ungeputzten Schuhen. Ich wandere die Halle auf und ab, Kopfe rechts und links an, jedoch nirgends eine Stimme. Wie ausgestorben ist dieses Gewerkschaftshaus, in dem einst lautes Leben herrschte. Beim herumtrotzen um das Haus wird das Rumpeln einer Maschine hörbar. Ich gehe dem Geräusch nach, öffne eine Tür und sehe im Büro des — Volkerechts, der unterdrückten Arbeiterzeitung.

Ich denn, so begann ich, nachdem Begrüßung und Hände schütteln geschah, das Gewerkschaftshaus an die Faschisten vermietet? — Vermietet? Geföhlen, geraut haben sie es uns! Eines Tages haben sie uns mit Knütteln und Nebelbrenn überfallen, die Funktionäre der Gewerkschaften hinausgeworfen und sich selbst hineingesetzt. Die Genossen, ihres Lebens hier nicht sicher, hielten sich fern, verträumten sich. Die Gewerkschaftsbeamten haben irgendwoanders ihr Zell aufgeschlagen. Sie haben immer weniger zu tun, weil die faschistische Gewalttätigkeit den gewerkschaftlichen Lebensfaden aufschneidet und der wirtschaftliche Tiefstand den Rest besorgt. Die Faschisten wissen zwar nichts mit dem Gewerkschaftshaus anzufangen, weil sich ihre Gefolgschaft auf ein paar Duzend Christfremde beschränkt. Sie halten es aber in ihren Klauen, damit die Sozialisten kein Heim haben, und puzten es mit Fahnen und Plaggenmasten aus, damit es nach außen Eindruck macht. Sie betrachten es wie ihr Eigentum und mißhandeln es wie Fremdeim.

Wie es denn, frage ich erhebt, keine Polizei, kein Gericht, keine Regierung, die euch zu eurem Feuer erworbenen Heim beschützt? Ein bitteres Rächeln folgte. Freilich gibt es Polizei, Gericht und Regierung, aber nicht für uns, war die Antwort. Wir sind von Pontius zu Pilatus gelangt, beschwerden vorgebracht und Klagen eingereicht. Seit Jahr und Tag warten wir auf ein Ergebnis. Nichts ist zu unsern Gunsten geschehen. Als wir in unserer Zeitung gegen die faschistische Willkür aufbegehren, sind wir bewacht, dann gemindert, schließlich die Zeitung ganz verboten worden. Wie lange, kann niemand sagen. Der Betrieb wird recht und schief durch keine Kundenarbeit durchzuführen versucht.

In Wirklichkeit ist die Lage der Südtiroler noch um einiges schlimmer, als dieser farge und leidenschaftlos gehaltene Bericht scheinen läßt. Die drangsalterten Menschen haben unaußersichlich versucht, ihr namenloses Leid in die Welt zu schreien. Sie haben es vergeblich getan. Nach und nach sind ihre Schreie verstummt. Die Faschisten erstickten ihre Stimme. Nirgends zeigt sich eine helfende Hand. So sind die heulenden Südtiroler allein mit ihrer Drangsal. Und mit der Hoffnung auf eine Rettung.

Bach-Anecdoten

Von Erik Müller, Chemnitz.

Am 28. Juli jährt sich Johann Sebastian Bachs Todestag zum 175. Male. In den folgenden Zeilen soll nicht auf die unsterblichen Meisterwerke des großen Herrschers im Reiche der Töne eingegangen werden, sondern ich will einige Anekdoten erzählen, die Johann Sebastian Bach als Menschen zeigen.

Als Bach 9 Jahre alt war, starb sein Vater. Der älteste Sohn nahm seine jüngsten Geschwister zu sich nach Ohrdruf. Er ließ sie das Gymnasium besuchen und unterrichtete sie auch in Musik. Johann Sebastian Fortschritte erschienen ihm zu rasch. Darum dämpfte er den musikalischen Drang des Kleinen. Der aber langte mit seinen kleinen Händen durch die Gitterstäbe des Notenschranks, so ein Notensett heraus, das ihm

der Bruder vordenthielt, und schrieb die Stücke bei Vollmond. Da kam der große Bruder dahinter und nahm dem Kleinen die Abschriften weg. 1700 kam, weil des älteren Bruders Familie immer größer wurde, Johann Sebastian Bach ins Gymnasium nach Künau, wo er als Sängler und später als Geiger sozial Nebeneinnahmen hatte, das er sein Leben bequem triffen konnte.

Nachdem er eine kurze Zeit Violinist in der Kapelle des Herzogs von Weimar war, wurde er 1704 Organist in Arnstadt. Hier zeigte es sich schon, daß er wohl ein großer Musiker war, aber ein schlechter Schulmeister. Auf offener Straße ging ein Schüler mit dem Stod auf Bach los, der zur Abwehr den Degen ziehen mußte. — Im November erhielt Bach einen zweiwöchentlichen Urlaub, das er den großen Meister Burzlebende in Lübeck besuchen konnte. Er kam aber erst im Februar des nächsten Jahres wieder. Deshalb vom Konfessorium zur Rede gestellt, entgegnete er, sein Vertreter hätte doch das Amt zur allgemeinen Zufriedenheit versorgt! — Bei dieser Gelegenheit hielt man ihm vor, er widme sich zu wenig den Sängern. Er versprach eine Erklärung binnen 8 Tagen abzugeben. Nach 7 Monaten aber hatte er es aber immer noch nicht getan. — Ferner rügte man, daß er in der Kirche mit einer fremden Jungfer musiziert hätte. Das war höchstwahrscheinlich seine spätere Frau.

1707 kam Bach als Organist nach Mühlhausen. Er beizahlte noch im selben Jahre. Sein Jahresentlohn betrug 65 Gulden, 2 Kasser Holz und 6 Schock Reisig, heides vor die Türe gebracht, 3 Malter Korn und 3 Fund Hirse. Da es ihm nicht gelang, die zerrütteten Musikverhältnisse wieder in Ordnung zu bringen, ging er 1708 als Hoforganist und Kammermusiker nach Weimar. Die Kapelle war 20 Mann stark. Die Mitglieder waren aber nicht Berufsmusiker, sondern meist Bobente, die nebenbei ein Instrument spielen konnten. So mag Bach manchmal in Vakanzuniform seinem Herrn aufgewartet haben! Sein Gehalt war nicht schlecht. In 5 Jahren stieg es von 165 auf 225 Gulden. 1714 rückte Bach zum Konzermeister auf. Als man ihn aber zwei Jahre später bei der Besetzung der erledigten Kapellmeisterstelle überging, meldete er sich nach Cöthen. Er veruchte so schnell von Weimar wegzukommen, daß ihn der Herzog vom 2. November bis zum 2. Dezember 1717 in Arrest halten ließ.

Die 6 Jahre, die Bach als Hofkapellmeister in Cöthen wirkte, waren die glücklichsten in seinem Leben. Er war mit dem kunstsinnigen Fürsten auf befreundet und begleitete ihn auf allen Reisen. Als er von einer solchen Reise heimkam, fand er seine Frau nicht mehr am Leben. Seine zweite Frau war nicht nur eine gute Wirtschaftlerin und eine vorzügliche Erzieherin für die zahlreichen Kinder, sondern eine auch vorzügliche Musikantin. Bekannt ist sie durch die beiden „Klavierbüchlein der Anna Magdalena Bachin“ geworden, die ihr der Meister 1722 und 1725 schrieb.

1720 bewarb sich Bach um die Stelle an der Jakobikirche in Hamburg. Der fast 100 jährige Reinken war ganz begeistert von seinem Orgelspiel. Aber man wählte einen anderen, unbedeutenden Organisten lediglich deshalb, weil er 4000 *M* in die Kirche zu zahlen sich verpflichtet hatte. Der Prediger, der warm für Bach eintrat, sprach zu Weihnachten über die singenden Engel zu Bethlehem und meinte boshaft, wenn ein solcher Engel Organist zu St. Jakob werden wollte, so müge er in dem Falle, daß er kein Geld habe, ruhig wieder davon fliegen, und wenn er noch so schön musizieren könnte!

1722 wurde das Thomaskontorat in Leipzig durch Kubnans Tod frei. Bach hatte gar nicht viel Lust, als Hofkapellmeister ein simpler Kantor zu werden. Wenn er sich schließlich doch meldete, so tat er es, um für seine Söhne bessere Bildungsmöglichkeit zu haben. Der Rat aber dachte zuerst gar nicht an Bach, sondern erst an Telemann, der damals als der bedeutendste Musiker galt, dann an einen gewissen Graunmer; und erst als keiner von beiden annahm, ging Bach aus der Reihe der übrigen Bewerber als Sieger hervor. Er mußte sich einem Gläubenszeramen unterziehen und außer der Kontordienformel eine Verpflichtung mit 14 Punkten unterschreiben, nach der er u. a. ohne Erlaubnis des Bürgermeisters die Stadt nicht verlassen durfte, die Knaben, falls sie nicht folgen, moderat züchtigen sollte, beim Leidenfingen immer bei den Kindern sein möchte usw. Besonders beschwert fühlte sich aber Bach durch den Revers nicht. Er hatte mit Ausnahme des für ihn schulstreuen Donnerslags täglich zwei Singstunden und eine Lateinstunde zu erteilen. Den Lateinunterricht nahm ihm bald ein Kollege ab. In der einen Singstunde erschien er, weil sie von 12—1 Uhr lag, ganz selten, was aber der Rat für in Ordnung fand, da die Thomaner auch sonst viel ohne Kantor zu singen hatten. Die andere Singstunde ließ er ebenfalls oft durch ältere Schüler erteilen.

Gleich nach seinem Eintritt hatte er Streit, weil man als Universitätsmusikdirektor nicht ihn, sondern jemand anders gewählt hätte. Bach ging bis zum König und erreichte, daß er zwar nicht Universitätsmusikdirektor wurde, wohl aber die mit diesem Amte verbundenen 12 Taler erhielt. Durch ein Gesuch an den König verschaffte er sich den Titel eines Sächsischen Hofkompositors. Damit wollte er dem Rat imponieren, mit dem er ständig in Streit lag, und an den er sich nicht als Kantor, sondern mit seinem von auswärts mitgebrachten Direktor musices unterzeichnete. Es ist sogar eine Einrede erhalten, bei der Bach vor der Interzessit legliche Ergebenheitsformel wegließ! Man hatte ihm nämlich vorgehalten, er trage an dem Rückgang der Leistungen des Chores die Schuld. Bach drehte in der sehr gebämischten Erklärung den Spieß herum und machte des Rates Anquieret in musikalischen Dingen dafür verantwortlich.

Wenn man die Matthäus- oder Johannispassion oder ein anderes Werk von Bach von einem Riesenschor und unter Begleitung eines neuzeitlichen Orchesters hört, so wird man nicht glauben können, daß Bach mit seinen Thomasschülern 4 Kirchen mit Sängern zu versehen hatte, und daß an drei Kirchen jeder Chor zwölf, an einer Kirche gar nur 8 Mann stark war. Da ihm auch nur 8 Stadtpfeifer von zweifelhaften Leistungen zur Verfügung standen, mußte Bach von diesen Sängern auch noch einige zur Verstärkung des Orchesters verwenden. Bei seinen Kantaten standen Bach für jede Stimme also höchstens drei Sängler zur Verfügung. Und die waren oft darnach. An der Thomasschule herrschte nämlich schlechte Zucht. Die Gelehrtheitsverhältnisse lagen darnieder. Es gab sogar trübsame Klammern. Die Krankenstube war — nicht zuletzt der guten Kranktpflege wegen — fast besetzt. Ungünstig wurden die Schüler auch gesundheitlich wie sittlich durch das viele Strafen in jenem befehligt. Man schaffte es nicht ab, weil einmal die Schüler auf die Einmahnen angewiesen waren, und weil auch die Lehrer Anteil daran hatten. — Bache Jahresentlohn betrug, wie er selbst angab, 700 Taler. Es unterlag aber ständigen Schwankungen. So klagt Bach, 1729 habe eine gelungene Zeit in Leipzig gemeßt, daß er an Leidenesdem einen Ausfall von 100 Talern hatte!

Da Bach nicht nur ein vorzüglicher Orgelspieler war, sondern auch den Orgelbau genau verstand, lud man ihn oft zum Prüfen neuer Orgeln ein. Bei seiner großen Reiselust ließ er sich kein solches Angebot entgehen. Diese Arbeit brachte auch etwas ein. 1732 hatte man ihn zu einer Orgelrevison nach Kassel gerufen. Dafür bekam er 50 Taler Präsent, 20 Taler Reisekosten, 2 Taler für den Sänkteträger und einen Taler für den Diener, der während des einwöchentlichen Aufenthalts ihm und seiner Frau aufzumachen hatte. Außerdem bezahlte der Rat die Bekröpfung. In Kassel war er schon 18 Jahre früher einmal. Da erhielt er vom Erbprinzen Friedrich für ein kunstsicheres Pedalorgel einen kostbaren Ring. 1717 sollte ein musikalischer Westreit in Dresden zwischen ihm und dem Franzosen Marschall stattfinden. Der Franzose aber hatte sich vorher aus dem Staube gemacht. Seine letzte Kunstreise war die berühmte gewordene Fahrt zu Friedrich dem Großen. Ob sich alles so zutrug, wie es dargestellt wird, vor allem ob Friedrich d. Gr. Bache wahre Bedeutung erkannt hat, darüber ist man sich heute nicht klar.

Seine Zeitgenossen bewunderten Bach als Meister des Orgel- und Klavierspiels. Daß aber seine Werte turmhoch über denen der Zeitgenossen standen und auch viele der noch im geschaffenen weit überragen würden, wußten und ahnten damals nur wenige.

Hören die Insekten?

Neue Untersuchungsergebnisse von Dosent Ewald Achilb

Bei sehr vielen Tieren sind wir bis heute nicht in der Lage, den eigentlichen Sinne anzusehen oder mit Sicherheit zu behaupten, daß ihnen keiner der uns bekannten Sinne fehlt. So ist es erst ganz neuerdings gelungen, einwandfreie Untersuchungen über das Gehör der Insekten anzustellen. Prof. Regen gebührt das Verdienst, die bisherigen Vermutungen auf diesem Gebiete zur Gewißheit erhoben zu haben. Seine Untersuchungen erstreckten sich hauptsächlich auf die Feldgrille, bei der wir heute mit Zug und Recht von Hörorganen sprechen können. Bei ihr trifft das Wort buchstäblich zu, daß sie auf ihren Ohren sitzt, denn ihre Hörorgane befinden sich an den Unterfühlern. Man bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Tribial“-Unterfühlern, der noch aus der Zeit stammt, da man mit diesen Einrichtungen des Insektenkörpers nichts Rechtes anzufangen wußte.

Daß die Grillen tatsächlich hören können, dafür spricht ja auch, daß die Grillenmännchen musizieren und eine solche Lauterzeugung hat ja nur dann Sinn, wenn sie vom Partner wahrgenommen werden kann. Wenn das Grillenmännchen sich als eifriger Musikant produziert, d. h. emsig die Schrillesseiner Flügeldecken aneinander reibt, dann bietet es einen Kunstgenuss dar, der gar nicht für unser Ohr bestimmt ist, sondern der den liebesungrigen Grillenfüßern als liebeser Weawerker dienen soll. Regen setzte in einem Versuchs selbst 1600 Grillenweibchen aus, deren Wohnungen in 10 konzentrischen Kreisen um den Mittelpunkt des Feldes lagen. Einige Männchen kauften in der Mitte des Feldes. Zum Teil wurden ihnen ihre Zirporgane entfernt, um festzustellen, wie sich die Weibchen solchen gänzlich „unmusikalischen“ Gesponnen gegenüber verhalten würden. Um aber Leid und Freud recht gleichmäßig zu verteilen, mußten sich auch eine Anzahl Weibchen einer Operation unterziehen. Die Hälfte von ihnen blieb unbedeutend, einer Anzahl aber hatte man die Hörorgane entfernt, einige mußten es sich auch gefallen lassen, ihre Füßler am Altar der Wissenschaft zu opfern, weil ja bekanntlich bei Insekten der Füßler der Sitz zahlreicher Sinnesorgane ist. Nun baute man noch eine besonders raffinierte Versuchseinrichtung. Die Behauptungen der Männchen, die sich in der Mitte des Hauses befanden, wurden mit richtigen Fangapparaten umstellt. Man war dadurch in der Lage, jedes liebesüchtige Weibchen, bevor es noch zu seinem männlichen Partner gelangen konnte, abzufangen. Nun muß man die Ausdauer bewundern, mit der die Weibchen zum Ziel ihrer Sehnsucht strebten. Unter 728 Fängen befanden sich Weibchen, die mitunter sogar fünfmal in die Falle gingen. Aber nur dann zeigten sich solche Ergebnisse, wenn das Männchen seine Zirp-, das Weibchen seine Hörorgane besaß. Bis zu einer Entfernung von 10 Metern vermag sich nach diesen Versuchen ein Weibchen auf die Schallquelle richtig zu orientieren und wandert schurade auf sie zu. Die Fühlerentfernung setzte sich ohne jeden Einfluß auf die Orientierungsfähigkeit. Neue Weibchen, deren Hörerichtungen zerstört wurden, erwiesen sich dem Liebeswerben völlig unempfindlich, so daß also das Zirpen der Grillenmännchen einen besonderen Sinnereiz darstellt, aus dessen einziger Empfänger die Tompanalorgane des Weibchens zu gelten haben, die man zwanglos als Hörorgane bezeichnen kann.

Tanzplatz im Walde

Dunkel steht der hohe Wald. Windbewegtes, ätternes Laub zerhaucht den weichen Samt des blauen Himmels. Manchmal ein Stern. Weit vorn, dem Hange zu, glänzen Lichter auf. Eine Geige singt. Eine Flöte schreit. Es raunt ein Rab. Mitten im Walde ein Tanzplatz. Mitten im Grünen.

Wie Motten wirbelt dem Lichte zu. Dreht sich im Kreise. Wie toll. Hell klingen Gläser. Freude wint. Noch ist die blühende goldene Zeit.

Hell aus dem Tale steigt die Stadt herauf mit tausend grühenden Lichtern. Hell glänzt der Mond. Und vom Himmel herab senkt eine Handvoll Sterne sich. Fällt durch die Kronen der schwankenden Bäume in offene Herzen hinein. Tubel verflingt. Sebnen wächst. Dunkle Wade öffnen den Paaren sich, die zart aneinandererschmiegt, den Schwarm der anderen verlassen. Dünner wird der Schimmer lodenden Lichtes. Sanfter der Ton der klagen Geige. Kecker der Ruf der neidischen Flöte. Dampfer der mahnende Rab.

Da erlänst hell vor den Schreitenden wieder die Stadt. In märchenhaftem Glanz schimmert die Feste. Frei wirkt der Himmel sich über die Erde mit dem Glanz seiner brennenden Sterne.

Licht, überall Licht. Zumeist in den Herzen der Jugend, die in der Hülle des Lichts und der eigenen Glut langsam verbrennen.

Erik Grisar.

Aus Welt und Wissen

Ein Alltagsdrama in der Vogelwelt. Die Natur bietet dem aufmerksamen Beobachter den Anblick so spannender und aufregender Dramen, wie wir sie auf der Bühne sehen. Die Musikflieger bei diesen Dramen der Natur müssen ihre Rolle vortrefflich ausüben. Sonst geht es ihnen an Kopf und Krallen. Besonders die Vögel sind unzähligen Anariffen ausgesetzt, die sie mit großer Klugheit und Tapferkeit ab schlagen.